

Die frühen Tage meiner Kindheit waren so anders als heutige Kindertage, dass es mir manchmal scheint, als gehörten sie zu einem anderen Leben, zu einer ganz anderen Zeit. „Heiße Gesellschaft“ nennen es die Kultur-Ethnologen, wenn sich eine Gesellschaft so rasch verändert, dass die Kindheit der eigenen Kinder völlig anders aussieht als jene, die man selbst erlebt hat. In einer „kalten Gesellschaft“ dagegen, in der es praktisch keinen Wandel gibt, verläuft die Kindheit des Enkels oder Urenkels genau so wie jene des Großvaters oder Urgroßvaters.

Es gab vieles nicht. Was war bei uns so anders? Es gab vieles nicht, was heute als selbstverständlich und unverzichtbar gilt. In unserem alten Haus in der Haslachgasse in Mühlebach stand kein Elektroherd, sondern ein Herd, in dem man mit Holz ein Feuer machen musste. Es gab keine Zentralheizung, nur einen Kachelofen für die Stube. Die Schlafkammern – wir drei Buben hatten eine und die beiden Mädchen eine – waren im Winter so kalt, dass der Urin im Nachthafen eine Eisschicht bekam.

In manchen Häusern gab es kein fließendes Wasser. Man musste es beim nächsten Brunnen holen. Bei uns gab es einen einzigen Wasserhahn in der Waschküche, von dort trug man das Wasser in Kübeln in die Küche. Wir hatten natürlich auch kein Bad, keine Dusche, kein Spülklosett. Gebadet wurde ein Mal in der Woche, am Samstag, in einem Zuber mit Wasser, das man in einem großen Kessel mit einem Feuer heiß gemacht hat. Das Klo war ein Plumpsklo über dem Stall – im Sommer stank es, im Winter war es eiskalt.

Im Sommer gab es keine Schuhe. Vom Mai bis in den Oktober gingen wir barfuß. Als ich Ministrant wurde, sagte der Pfarrer, wir dürften nicht barfuß ministrieren, sondern müssten Schuhe mitbringen. Die Kleider waren selbst genäht und vielfach



„Kindheit(en) in Vorarlberg“, Vorarlberger Kinderdorf (Hg.), Bucher-Verlag 2017.

Ab 24. April ist das interessante Buch im Vorarlberger Kinderdorf und im Buchhandel erhältlich. In der *NEUE am Sonntag* durften vier der Geschichten vorveröffentlicht werden.

Kindheit in Mühlebach

Franz Josef Köb erzählt in der Neuerscheinung „Kindheit(en) in Vorarlberg“ über seine Kindertage, in denen vieles gefehlt hat.

geflickt. Die meisten Hosen und Hemden bekam ich von meinem älteren Bruder. Wir hatten keine langen Hosen, sondern Strümpfe, die man an einem Gürtel befestigen musste, was ich als besonders kompliziert und lästig in Erinnerung habe. Natürlich war kein Telefon, kein Fernseher, kein Plattenspieler, kein Tonband vorhanden. Was es gab, war ein Radio. Meine Mutter hörte bei der Hausarbeit gerne Radio, am liebsten Volksmusik oder Walzer. Mein Vater hörte das „Echo der Zeit“ von Radio Beromünster. Im ganzen Haus gab es keine Bücher, keine Tageszeitung. Zu meinem Glück richtete zu der Zeit Herr Ortner

eine Bücherei im Pfarrheim ein, wo ich meinen großen Lesehunger stillen konnte.

Eigenanbau. Viele Lebensmittel – Kartoffeln, Mais (der „Türko“ hieß), Bohnen, Kohlrabi, Blumenkohl, Tomaten, Karotten, Salat, Äpfel, Birnen, Beeren, Pflaumen – kamen aus dem eigenen Garten beziehungsweise von einem kleinen Acker. Das Fleisch kam von den beiden Schweinen, die im Herbst vor dem Haus geschlachtet wurden. Die wenigen Lebensmittel, die gekauft wurden, erhielt man unverpackt. Deshalb gab es praktisch keinen Abfall.

Die Eltern mussten unvorstellbar hart und viel arbeiten, um die

siebenköpfige Familie über die Runden zu bringen. Vater war Fabrikarbeiter bei F. M. Hämmerle. Er arbeitete als Aufwinder im Akkord – in einem großen Saal im Steinebach bei einem ohrenbetäubenden Lärm. Die eine Woche Frühschicht von fünf Uhr früh bis ein Uhr mittags, die andere Woche Spätschicht von ein Uhr mittags bis nachts um zehn. Wenn er nicht in der Fabrik war, arbeitete er im Freien: im Wald, um das Holz für Herd und Ofen zu machen, auf dem Acker, um Gemüse zu pflanzen, auf der Wiese, um zu heuen.

Urlaub als Freizeit gab es nicht. Der ganze Urlaub wurde gebraucht für die Feld-, Wald- und

Heuarbeit. Als Vater nach dem Tod seiner Mutter das alte Haus übernahm und seine Geschwister auszahlen musste, arbeitete er neben der Acht-Stunden-Schicht in der Fabrik noch sechs bis sieben Stunden an einer ebenfalls ohrenbetäubenden Stanze in einer Schlosserei. Wie hat er das nur ausgehalten?

Mutter ging es nicht besser. Auch sie war von früh morgens bis spät in die Nacht hinein hart am Arbeiten: kochen, waschen, nähen, flicken, putzen, Lebensmittel konservieren, Schweine und Hühner füttern, misten. Zu all dem gab es keine Maschinen: keine Waschmaschine, keinen Staubsauger, keinen Mixer, keinen Kühl- oder Gefrierschrank, keine Kaffeemaschine – nur eine Nähmaschine, die sie mit einem Fußpedal selbst antreiben musste. Sie war mit der vielen Arbeit und den fünf Kindern oft heillos überfordert und sagte dann: „Es ist zum auf einer Sau nach Lindau reiten!“

Was fehlte? Die Eltern hatten keine Zeit für sich, keine Zeit als Paar und keine Zeit für die Kinder. Wenn wir nicht bei der

Arbeit mithalfen, dann waren wir uns allein überlassen und spielten mit vielen Gleichaltrigen auf der Straße, die damals noch nicht asphaltiert war, im nahen Wald, am Bach, in einer Wiese oder im Lehmloch.

Aus heutiger Sicht waren wir arm, extrem arm. Doch diese materielle Armut war für mich als Kind nicht schlimm. Zu essen hatten wir immer, Hunger konnten wir nicht. Was schlimm war – und das wird mir von Jahr zu Jahr umso bewusster, je älter ich werde – das war die emotionale Armut, der karge ausgetrocknete Boden für Gefühle. Es gab keine liebevolle Berührung, keine Umarmung, kein Küsschen, keine Zärtlichkeit, keinen Körperkontakt, kein Streicheln, keine Liebkosung. Es gab keinen Glanz in den Augen der Mutter, kein Lob aus dem Mund des Vaters. Wenn man sich weh tat, wurde man nicht getröstet, sondern es wurde eher geschimpft, man solle doch besser aufpassen.

Strenge Erziehung. Die Erziehung war streng, es gab keine liebevolle und auf die Bedürfnisse

„In den Kindheitsgeschichten erzählen 38 Persönlichkeiten von ihrer Kindheit in Vorarlberg. Sie schildern Schlüsselmomente und Trennlinien, aber auch – und nicht selten vor allem anderen – die ‚Banalität des Alltäglichen‘, in der sich Glück und Schmerz offenbaren.“

Christine Flatz-Posch, Vorarlberger Kinderdorf

Franz Josef Köb (Mitte) um 1960 mit seinen Geschwistern Eugen, Bernhard, Roswitha und Maria.

PRIVAT



ter im Krieg erlebt hatte, die ihre eigene Familiengeschichte durch die Körperfeindlichkeit der katholischen Religion, Zärtlichkeit schnell als eine „Unanständiges“ erscheinen ließ, durch das endlose Schlachten und Schinden, um zu überleben. Für mich als Kind diese emotionale Kargheit, Katastrophe, eine nie verheilende „Wunde der Ungeliebten“. Damit es nicht so abstrakt bleibt ein winziges Beispiel: Wenn als Kind zum Friseur geschickt wurde, damit er mir „eine Zehe schnitt“, das heißt mir den Kopf kahl rasierte, schwebte nachher wie auf Wolken. Ich war wie verzaubert. Ein unbekanntes wohlige Gefühl durchströmte mich. Was war geschehen? Berührungen am Kopf, eine Form körperlich spürbarer Zuwendung, Güte und Menschlichkeit. Ein zehnjähriger Freund hat mir einmal erzählt, er habe Läuse. Dann bot die Mutter seine Kopfhaut Läusen abzusuchen. Das war die einzige körperliche Berührung, die er als Zärtlichkeit bekam.

Schmerz benennen. Was von den Kindern erlebt haben, bezeugt uns ein Leben lang – ob es passt oder nicht. Auch wenn wir es leugnen und verdrängen, ist immer alles da. Deshalb ist für mich Redlichkeit und Ehrlichkeit wichtig, dem Schmerz zu begegnen, ihn zu erforschen und zu benennen, ihn als zu mir gehörend zu betrachten.



Zur Person

Franz Josef Köb, geboren 1951 in Dornbirn, war nach dem Studium der Wirtschaftspädagogik an der Wirtschaftsuniversität Wien von 1975 bis 2009 Kultur- und Wissenschaftsredakteur im ORF-Landesstudio Vorarlberg. Seit 2010 ist er freier und selbstständiger

Erwachsenenbildner sowie Organisator der Reihe „Wissen fürs Leben“ in der Arbeiterkammer Vorarlberg. Seit 1993 ist er im Vorstand des Vorarlberger Kinderdorfs, seit 2013 als Präsident. Er ist verheiratet, Vater von zwei erwachsenen Kindern und lebt in Dornbirn.